

(Nachdruck verboten.)

24]

Der Müllerhannes.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

Eine Ahnung von Glück schoß jäh durch den Müllerhannes, jetzt fühlte er auf einmal seine Erschöpfung nicht; gleich hob er wieder den Kopf und warf ihn in den Nacken. Ja, alle Frauen im Dorf würde er zur Taufe laden, Schnaps sollte in Strömen fließen, voll sollten sie werden, die alten Weiber wie die jungen, daß sie krächten, hell, durchdringend, wie Hähne, wenn's Wetter ändert, daß sie spektakelten wie nie zuvor! Ein Traktament sollte es geben, wovon man überall sprach!

Ungeduldig pochte er an den Fensterladen der Hebamme. Und als die nicht gleich aufthat, trommelte er mit beiden Fäusten:

„He, he! Knochdonner —“ konnte das Weib denn nicht hören? Er war doch kein armer Schlucker, wo sie's halb ihm mußte um Gotteswillen — „he, he, aufgemacht! Ich sein hei — den Müllerhannes!“ —

Müllerhannes hätte nicht gedacht, daß er noch so lausen gekommt — eigentlich sollte er's ja auch gar nicht, vor Ueberhitzung und derlei hatte der Doktor gewarnt — aber nun, nach vollbrachtem Gang war er doch ganz wohlgenut, hatte sich gleich nach der Mitternacht einen Schnaps zur Stärkung genommen und sah nun in seiner Mühle am Tisch und wischte sich den Schweiß ab, während über ihm in der Siebelsstube die Schmitzen Marie bei seiner Frau hantierte. Das Winseln, das ihn die Nacht so gestört, hatte jetzt aufgehört.

Es war sehr still in der Mühle und auch draußen in der Natur. Der Morgenwind hatte schon geblasen, Berg und Bach und Busch und Baum erwarteten nun stummfelig, was da kommen würde. Bald würde alles Grau sich lichten und ein goldenes Gesicht über'm Höhenzug des Ostens auftauchen und ein Lachen hinunterwerfen ins tiefste Thal.

Auf der obersten Stufe der steilen Holzstiege kauerte die Fränz. Sie durfte nicht hinein zur Mutter, aber wenigstens nah bleiben wollt sie der, so nah wie möglich. Darum ging sie nicht hinab in die warme Stube, sondern blieb hier im frühesten Morgendämmern vor der Kammerthür. Sie hatte die Mutter heute Nacht leiden sehen und eine unberufte Ahnung von eignen, ähnlichen Leiden der Zukunft hatte sie durchzittert.

Der Tag kam, der Hahn auf dem Mist rief krähen seine Hühner und die Kühe im Stall brüllten dumpf nach Futter. Uebernächtlich schlortete der Knecht über den Hof und schickte sich eben mürrisch an, den Pferden die Kaufe voll Heu zu stecken, als der Herr aus dem Hause trat.

„Jesses, wie sah der aus! Die Kappe hatte er ganz auf dem Hinterkopf sitzen, als könnten die dickgeschwollenen Adern der Stirn keinen Druck vertragen. Die grauen Haarbüschel an den Schläfen standen ihm förmlich zu Berg und er torkelte, als sei er schwer betrunken.“

„An — Anspan — nen — zum Doktor, wit, wit,“ lallte er heiser und riß selber das Geschirr vom Haken an der Stallwand.

„Was? War es so schlimm mit der Frau?! Der Herr wollte doch nicht allein fahren, der konnte ja nicht einmal die Zügel halten in seinen zitternden Händen?! Dem Knecht kam die Angst an.“

„Sollen ich net fahren, Herr?“ fragte er.

Der Müller schüttelte verneinend den Kopf.

„Ich — ich — selber!“

Und was er sonst nie gethan, er schob selber das Chaischen unterm Schuppendach vor und wollte selber anschnallen und machte doch alles verkehrt in seiner zitternden Hast, und mußte es dann doch dem Knecht überlassen.

Seine Riesengestalt wurde wie vom Fieber geschüttelt, als sie nun auf dem Bod saß, die Peitsche in der umklammernden Faust. Noch einen Blick hinauf zum Fenster der Siebelsstube — der frische Morgenhauch beschlug ihm die Brillengläser, er konnte nichts erkennen, er sah nicht, daß die Schmitzen Marie sich jetzt heraus neigte und ihm, anfeuernd, zunickte, er hörte nur eine Stimme von irgend-

wo: „Wit, wit, macht, macht!“ Blindlings hieb er auf die Pferde.

Ungefüttert, unsanft aus ihrer Ruh' geschreckt, schossen die Gänse hin durchs Thal, wie zwei Schwalben auf jagendem Flug.

Wenn nur der Doktor erst da wäre! Noch immer nicht begrüßte der erste Schrei eines Kindes die Mühlenwände, und die Sonne, die jetzt hell ins Siebelsfenster schaute, sah noch immer nicht ein winziges Körperchen, erschauernd im ersten Hauch des kalten Lebens.

Noch immer hochte Fränz draußen vor der Kammerthür und lauschte und wartete, aber noch immer nicht wurde sie hereingerufen, das kleine Geschwisterchen zu schauen. Sie wurde sehr müde, kaum hielt sie sich; aber, nein, schlafen wollte sie nicht, wenn die da drin nicht schlafen konnte. Mit krampfhaft weit aufgerissenen, angstvoll neugierigen Augen starrte sie nach der Kammerthür. Und alle Gebeten und geistlichen Lieder, die sie irgendwie gelernt, von der Mutter, in der Schule, im frommen Unterricht beim Herrn Nolde, begann sie sich heraufzusagen. Sie war keine fleißige Schülerin und hatte auch kein Gedächtnis für dergleichen; so wußte sie denn immer nur wenige Verse. Aber ein Gedicht wußte sie ganz, das war der Abschied des frommen Ritters Peter von Cochem, der aus der Welt ins Kloster geht; das hatte sie immer herzlich geübt:

„Gut Nacht, ihr Pferdchen und Schlitten,
Ich hab' euch oft geritten —

Gut Nacht, ihr Hasen und Geien,
Ich muß euch lassen leien

Gut Nacht, herzliebster Vater,
Jetzt kommt der Hochzeitslader —

Und immer wieder sagte sie sich's her von Anfang an:

„Gut Nacht, du Welt, gut Nacht,
Dein Wohlklüß' ich nichts achte,
Will deiner nimmer mehr —“

Das hielt sie munter.

Auch die Schmitzen Marie drinnen in der Kammer betete: Weiter wußte sie nichts zu thun. Schon bei viel Geburten hatte sie geholfen, aber hier ging's gar so hart. Wenn nur der Doktor erst da wäre! Jetzt waren schon ein paar Stunden vorbei, seit der Müller gefahren, der müßte längst hier sein, nach Mandercheid war's doch gar nicht so weit! Aber vielleicht hatte er den Herrn Doktor nicht daheim getroffen — sie schlug Kreuz um Kreuz — wenn sie nur schon kämen! Einen besorgten Blick warf sie auf die mit verzerrtem Mund daliegende, keuchend atmende Frau, und dann ging sie wieder zum Fenster.

Sie stieß es auf: eine Flut von Sonne strömte herein, der ganze starke Odem des Frühlingstages. Das zermüdete Bett der Leidenden war wie in Glanz getaucht, man konnte vor allem Licht kaum das blasse Gesicht auf dem Kissen sehen. Jetzt schien eine erträgliche Pause zu kommen, die Frau hatte die Augen geschlossen — jetzt versuchte sie gar zu sprechen.

„Kömmt hän — erweil — noch net?“

Und als die Schmitzen tröstend versicherte: „Hän kömmt, hän kömmt —“ versuchte sie gar ein schwaches Lächeln.

„Jesses, ne —“. Die Schmitzen schlug wieder ein Kreuz, die sah ja jetzt aus, als hätte sie's schon überwunden.

Noch eine Stunde und noch eine — angstvolle Stunden. Draußen auf der Treppe weinte die Fränz vor banger Müdigkeit, ihr Peter von Cochem hatte nichts mehr geholfen; aber schlafen wollte sie nicht, nein, nicht schlafen! Und sich aufbäumend, sich wehrend gegen den Schlaf, der sich bleischwer auf ihre Lider senkte, kroch sie der Thür näher, kniete nieder und preßte die Stirn gegen's Holz.

Wohl zum hundertsten mal lief die Schmitzen vom Bett ans Fenster — die Frau war so schwach, die wollte doch nicht etwa himmeln! Kam der Müller mit dem Doktor denn noch nicht? — und wieder vom Fenster ans Bett: sie kamen noch nicht!

*) sterben.

„Heilige Maria, bitt' für uns, jetzt und in der Stunde unsres Todes!“

Jetzt endlich, — Tritte auf der einsamen Straße! Gelobt seien alle Heiligen, der Herr Doktor von Manderfeld! Aber zu Fuß, nicht im Chaischen? Und den Harnes führte er am Arm; der taumelte zwischen ihm und einem andern im weißbestäubten Kittel. War das nicht der Müller von der oberen stilt Mühle? Wo waren die Pferde, der Wagen?!

Eine grausenvolle Neugier durchrieselte plötzlich die Schmitzen Marie, aber sie hatte nicht Zeit weiter über den Verbleib des Fuhrwerks nachzudenken, denn schon waren die Männer im Haus, und der eilende Schritt des Doktors kam die Stiege herauf.

Die Sonne stand scheitelfrecht über den Höhen der Mühlen- schlucht; vom Dorf, das nicht sichtbar, um die Felsenenge herum, hinter dem Maar im Kraterkessel lag, kam das Mittagsgeläut, als der Doktor wieder die Stiege herunter- kletterte. Die Schmitzen Marie gab ihm das Geleit.

„Es et eweil schlimm, Herr Doktor,“ fragte sie besorgt, es war ihr immer sehr unangenehm, wenn ihr eine starb, und hier hatte sie doch gleich nach dem Doktor geschickt! „Steht et net gut?“

Der Arzt zuckte die Achseln; er hatte sein Möglichstes gethan, was weiter kam, nun, dafür stand er nicht. Aber bevor er ging, trat er noch in die Stube des Erdgeschosses.

Da hatte der Müller oben von der Bachmühle — ein besonnenere Mann — gleich die Läden geschlossen und Müller- harnes lag im Halbdunkel auf seinem Bett ausgestreckt mit geschlossenen Augen und atmete tief. Schließ er? Der Arzt beugte sich über ihn — es schien so.

„Laßt ihn schlafen,“ sagte er zur Hebamme, „der kriegt es ja immer noch früh genug zu wissen. Ich komm' morgen früh noch einmal wieder. Adjs so lang!“ Er ging.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der moderne Schnelligkeits- wahn Sinn.

Durch alle Blätter ging vor einiger Zeit eine Nachricht, die den modernen Menschen ammutete, wie eine Großmuttererzählung. Der Erfinder der Petroleumlampe ist gestorben! Der Erfinder der Petroleumlampe! Der Mann, der das Leuchtlicht und die Talg- lichte verdrängte, der die Lichtpußscheere überflüssig und den innigsten Wunsch Goethes zur Wirklichkeit machte, daß es ein Licht geben möge, das nicht alle fünf Minuten geschneuzt zu werden brauche.

Stannend, zweifelnd lasen wir die Mär, — vielleicht beim tages- hellen Schein einer elektrischen Flamme, die uns gerade im Wagen der elektrischen Bahn, im Salon eines Schiffes leuchtete. Freilich, der Mann hat die Grenze menschlichen Alters erreicht, er ist achtzig Jahre alt geworden. Aber, wenn er mit dreißig auch schon die Petroleumlampe erfunden hat, so trennen uns doch kaum fünfzig Jahre von einer Zeit der Lichtlosigkeit, die wir uns mit all ihren Konsequenzen kaum vorzustellen vermögen.

Ein andres Bild, das freilich auf den ersten Blick keinen auch noch so losen Zusammenhang mit diesem ersten zu haben scheint. Vor kurzer Zeit thaten in der Nähe von Paris der amerikanische Milliardärswagen Fair mit seiner Gattin den Todessturz aus einem mit der Geschwindigkeit von 85 Kilometer in der Stunde dahinfahrenden Automobil.

Aber der Zusammenhang ist da. Die fünfzig Jahre, die uns Petroleum, Gas und Elektrizität gebracht haben, sie haben die Vor- arbeit gethan, den Boden vorbereitet für das, was die mit Sitzungs- geschwindigkeit einherrasenden Menschen im Automobil in den Tod jagte, für die schlimmste Krankheit unsrer Zeit — den Schnelligkeits- wahn Sinn.

Schnell, nur schnell! Das ist der Hoeruf unsrer Zeit. Die physische Schnelligkeit des Automobils symbolisiert den physischen Schnelligkeitwahn Sinn, der uns alle ergriffen hat, der uns beherrscht, beherzt, uns mit Sitzungs geschwindigkeit durchs Leben treibt. Und wie wir mit Rad und Aut, mit Bahn und Schiff, mit jedem Vehikel, das uns fortbringt, nur rasen und jagen, wie das ganze Räderwerk des physischen Seins, Wirkens und Lebens in be- räubender Eile abschnurrt, so stürmen wir mit einer so rasenden Schnelligkeit durch die geistige Entwicklung unsres Daseins, daß wir jeden Maßstab verlieren, jeden Genuß beeinträchtigen und niemals zum Auslösen irgend einer für unser Leben gewonnenen Erkenntnis kommen, weil uns schon eine neue befürmt, bedrängt, gefangen nimmt.

Was es nicht so? Was haben wir modernen Menschen nicht schon entstehen sehen, — ausblühen wie jene seltsame Blume, die nur eine Nacht in ihrer Entfaltung prangt, — und dann wieder zusammenfallen und spurlos verschwinden. Wie sich die Entdeckungen und Erfindungen und Geschicknisse im älteren Leben drängen, so wird unser Juncres be-

stürmt von all den Erscheinungen, die in unsren Tagen aufeinander folgen, sich ablösen, wertvoll und wertlos werden in unaufhörlicher Folge.

Jede Kunstproduktion hat sich zu ungeahnter Höhe gesteigert. Massenhaft werden Bücher, Bilder, Statuen auf den Markt gebracht, immer neue „Richtungen“ und „Stile“ tauchen vor unsren erstaunten, erschreckten und schon ganz abgestumpften Augen auf. Die Fülle der Gesichte wird unerträglich. Auch der empfindlichste Geist vermag nicht mehr das immer neue Interesse aufzubringen, das so gebieterisch von ihm gefordert wird. Und der Durchschnittsmensch steht völlig ver- wirrt vor diesem Reichtum, der so unendlich scheint und im tiefsten Grunde doch eine Armut bedeutet, ein Suchen und nicht Finden, ein Wollen und nicht Können der vielen, vielen Hunderte, die berufen sind, aber nicht auserwählt, und die schließlich mit gedrohenen Schwingen elend in der Tiefe verkommen, in die sie der über sie hinwegjagende Zug der Mitstreibenden unbarmherzig hineinstieß.

Welche „Richtungen“ und „Stile“ haben wir in den letzten zehn Jahren in jeder Kunst schon erlebt! Naturalismus und Sym- bolismus bei unsren Dichtern, kraßesten Realismus und sentimental- romantischen Märchenzauber bei unsren Dramatikern und Komödien- schreibern, Sezession bei unsren Malern, Jugendstil und „Moder- nismus“ im Kunstgewerbe, und schließlich welche Wandlungen bei unsren Romaneschreibern, bei Literaten und Belletristen. Von den minutiösen Beschreibungen der geringfügigsten Neugierlichkeiten, deren Erzeugnisse man dann Milieukunstwerke nennt, bis zur physisch- pathologischen Zergliederung und Verfaßung der innersten und geheimnisvollsten Seelenzustände. Nichts wurde uns erspart, nicht die letzte Liebestraferei der vollreifen Frau, noch die hysterisch- sentimentalsten Thorheiten unreifer, halb naiver, halb verborbener Baafische, die als höchste Offenbarungen der Weibeseele aus- geschrieben werden. Wir haben staunend vor den ersten modernen, sezessionistischen Bildern gestanden und mit redlichem Bemühen zu ergründen versucht, ob wir auf ihren violetten, schwefelgelben oder giftgrünen Hintergründen eine fabelhafte Meerfrau oder ein Bauern- haus oder ein Stilleben erkennen sollten. Und wir haben uns teils mitreißend, teils mitschleppen lassen durch alle Phasen der Wieder- geburt, — pardon der Renaissance des Kunstgewerbes, das sich aus den Banden gedankenloser Nachäffung und kunstwidrigen Gebrauches des Materialies „durchgerungen“ hat zu der heutigen Verwirklichung des höchsten Grundgesetzes von der zweckmäßigen Schönheit und schönen Zweckmäßigkeit. Wir sehen staunend und zweifelnd, wie heute dieser Grundfals verwirklicht wird, wie eine gewisse Richtung die nackte Sezessionsfrau geradezu zum einzigen Motiv ihrer Produkte macht, wie auf Nischenbeckern, Tintenfassern und ähnlichen Geräten des Ge- brauchs diese Frau weder zweckmäßig, noch schön sich breit macht, respektive sich breit machen würde, wenn ihre völlig unmögliche, aber „stilvolle“ Schlantheit ihr dies erlaubte.

Ein typisches Beispiel dieser stutenden, brausenden, alles über- strömenden Schnellentwicklung war die Heberbretterei! Ein Heber- Brett zunächst! Nach vier Wochen schon Stübende. Die ganze Menschheit sahien von der Heberbretterei befallen. Namhafte Künstler schäfen für das Brett, und die Menge drängte gaffend, beisfallend, staunend hinzu. Dann bemächtigte sich der blödeste Dilettantismus der breiten Masse des Brett und machte es un- erträglich. Die Schnellleitsrafererei, der Zeitwahn Sinn ist über die Heberbrett hinweggebraust, hat einen — vielleicht, ja sicherlich viel- versprechenden — Keim zertreten, weil niemand, weder der Künstler, noch der Schauende Zeit hatte, haben wollte, diesen Keim naturgemäß wachsen, ausreifen zu lassen!

Daß der nur Zuschauende durch diese unaufhörliche, betäubende, betwirrende Aufeinanderfolge von Geschicknissen völlig abgestumpft wird und mehr und mehr jede ruhige Heberlegenheit verliert, ist sicher. Er wird entweder mitgerissen in den freijudenden Strudel, angeleckt von der Zeitkrankheit und jagt und hastet dann mit in dem Taumel, oder er zieht sich angewidert und erschreckt völlig zurück und verzichtet auf jedes nähere Eindringen in die Begriffe und Werte „moderner“ Kunst.

Es sind nicht die schlechtesten, die da abseits stehen. Sie haben sich freilich im Kampfe gegen die ihnen widerwärtigen Erscheinungen verbittert und schütten nun das Kind mit dem Bade aus, indem sie alle und jede moderne Produktion verhorreszieren. Aber man kann ihnen nicht so unrecht geben: die Spreu vom Weizen zu sondern, ist heutzutage eine so mühselige und zeitraubende Arbeit, daß nur jene sich ihr unterziehen können, die dazu viel, viel Zeit und Lust auf- zuwenden haben.

Wie unendlich verheerend aber dieser Schnelligkeitwahn Sinn auf die Künstler selbst wirkt, dafür braucht man wohl keine weiteren Belege beizubringen. In einer großen, mißheimlich großen Zahl unsrer Künstler ist der göttliche Trieb des Schaffens zu einer krank- haften Sucht nach schnellem Ruhm geworden, der sie unablässig treibt, auf selbstam verschlungenen Pfaden mit Aufwand aller Körper- und Geisteskräfte dem so heiß ersehnten Gipfel zuzustreben. Wäden wir um uns, so sehen wir überall dasselbe tief betäubende Schauspiel. Klaulos Jrenzende, Dastende, Suchende. Gewiß, die Seele aller Kunst ist das Suchen, das Streben nach dem Höchsten. Aber es ist ein großer Unterschied, ob man der Sonne zustrebt, der allbelebenden, allerkleuchtenden, die man zuerst vom Gipfel des höchsten Berges er- schaut, oder ob man einem tangenden Freilicht über Moor und Sümpfe nachhastet. Stilles, unentwegtes Schaffen und Streben nach dem rechten Ziele auf dem rechten Wege gilt heutzutage als veraltet, als ein Zeichen geistiger Verdummung. Das „Versehen der Zeit“ ist

ein Schlagwort geworden. Und dies Verstehen der Zeit treibt unsre Schaffenden zum „Schaffen für die Zeit“. Nur Neues, Originelles schaffen! Nur nicht auf Wegen wandeln, die uns schon einer vorgegangenen ist! Nur durch unerhörte Mittel unerhörte Wirkungen hervorbringen! Und so zermühen sie ihre Kunst, ihre Kraft und ihr Können an dem unfruchtbaren und undankbaren Bestreben, ihren Zeitgenossen, der nervösen, durchs Leben hastenden, drängenden Menge, die durch Tausend sich folgende Reizungen völlig blasiert ist, ein mehr als flüchtiges, vages Interesse abzugewinnen.

Wie wenigen von ihnen das gelingt, wissen wir alle. Von den mit so viel Geschrei vor fünf, vor zwei, vor einem Jahr auf den Schild gehobenen Erzeugnissen dieser Bedauernswerten ist kaum eine Erinnerung in uns geblieben. Man könnte Dugende von Namen nennen, deren Träger einen kurzen Ruhm mit dem tiefsten Sturz bezahlen mußten. Einmal gelang ihnen etwas noch nie Dagewesenes. Nun erwartet man stets das Unerhörte von ihnen, und da sie es nicht zu geben vermögen, müssen sie versinken.

Wenn dies eine groß gewesen wäre, so hätten sie ja genug gelebt, genug getan. Aber wo ist das Große in unsren Tagen? Da ist nur das Bizarre, das raffiniert Erklügelte, das ungesund Originelle. Und findet sich zwischen all diesen Ausgeburten einer franten Zeit einmal wirklich ein gesundes, starkes und großes Können, so wird in einer wiederum völlig ungefundenen Lust am Kontrast die Masse plötzlich von einer Art Taumel ergriffen, indem sie sich nun auf dies Werk eines solchen Glücklich-Unglücklichen gleichsam stürzt, es bespöbelt, es zu einem Wunder macht, den Urheber verwirrt und bestäubt, die höchsten Hoffnungen in ihm und auf ihn erweckt, um in einer nächsten Laune achlos an ihm vorüber zu gehen.

Und so ist es gekommen, daß wir in langen Jahren speziell unter unsren neuen Künstlern so wenig edle, gesunde Naturen nennen können, die unentwegt und unbekümmert um den Herensabbat um sie, ihren klaren und lichten Weg zum Gipfel gefunden haben, das ist der traurigste Beweis für unsre schlimmste, verderblichste und verheerendste Zeitkrankheit. — Louise Schulte-Brück.

Kleines feuilleton.

ie. Erdbeben-erfahrungen in Guatemala. Edwin Koestros hat der Wochenschrift „Nature“ ein Schreiben gesandt, worin er sich ziemlich ausführlich über den Verlauf und die Folgen der Erdbeben in Guatemala ausgesprochen hat. Die Mitteilungen dieses Sachverständigen und Augenzeugen sind namentlich deshalb beachtenswert, weil sie einen Einblick in die Entwicklung der dortigen Natur-erscheinungen gewähren. Das erste schwere Erdbeben dieser Periode in Mittelamerika ereignete sich vor Jahresfrist am 16. Januar 1902 im südwestlichen Mexiko und führte zur Zerstörung von Chimalingo, der Hauptstadt des Staates Guerrero. Nur zwei Tage darauf trat ein harter Erdstoß auf der pacifischen Seite von Mexiko und Guatemala ein, der mehrere große Pflanzungen in der Umgebung der Orte Mazatenango und San Marcos vernichtete. Die Erschütterung wurde an der gesamten pacifischen Küste von Guatemala und Soconusco verspürt, jedoch hat sich nicht ermitteln lassen, wie weit sie nach dem Innern bemerkbar war. Der Stoß kam von Südwest. Damit war scheinbar das Signal für eine Erdbeben-epoche gegeben, die noch nicht ihren Abschluß gefunden hat. Nachdem eine große Zahl örtlicher Erschütterungen in Guatemala sich ereignet hatte, brach am 18. April wieder ein äußerst heftiges Erdbeben über das Gebiet herein, das diesmal von Nicaragua bis zur Stadt Mexiko über die ganze Ausdehnung der Provinz Chiapas, der Republik Guatemala, sowie von Britisch-Honduras und einen großen Teil des spanischen Honduras sich ausbreitete. Damals geschahen die ersten heillosen Beschädigungen an den zahlreichen Kaffeeplantagen in Guatemala, namentlich durch ungeheure Erdrutschungen und die dadurch bedingten Ueberschwemmungen der aufgestauten Flüsse. Der Verlust an Kaffeebäumen wurde nach Hunderttausenden bemessen, derjenige an Menschenleben betrug 335. Wiederrum kam der Erdstoß von Südwest und dauerte über 50 Sekunden.

Vom 18. April trat wieder eine Zeit verhältnismäßiger Ruhe ein, die jedoch immerhin von einer großen Zahl kleinerer Erdstöße von kurzer Dauer und beschränkter Ausdehnung ausgefüllt wurde. Am 23. September erschütterte dann ein neues Erdbeben wieder das ganze bezeichnete Gebiet, that aber verhältnismäßig wenig Schaden. In der Stadt Guatemala währte der Stoß 65 Sekunden, eine für ein solches Naturereignis einschließlich lange Zeit. Den Ausgangspunkt der großen Erdbeben vom 16. Januar, 18. April und 23. September sucht Koestros im Pacifischen Ocean. Einen Fingerzeig bietet die Thatsache, daß das Kabel zwischen den Häfen San José in Guatemala und Salina Cruz in Mexiko infolge des Erdbebens zerrissen wurde. Die örtlichen Erdbeben kamen aus verschiedenen Richtungen. Unterirdische Geräusche wurden oft gehört. Um die Berichte von drohenden Ausbrüchen des höchsten mittelamerikanischen Vulkans Tajumulco (4210 Meter) zu prüfen, führte Koestros im Juni eine Besteigung und Umgehung des Berges aus, fand ihn aber durchaus ruhig. Auch die heißen Quellen in der Nähe der gleichnamigen Stadt befanden sich fast in derselben Beschaffenheit, wie der Forscher sie 1885 gesehen hatte. Ebenso wichen sich die Befürchtungen bezüglich des 3768 Meter hohen Vulkans von Santa Maria als unbegründet herauszustellen, auf dem überhaupt keine Spur von einem Krater mehr zu finden war und der schon so lange unthätig gewesen ist, wie die geschichtliche Uebersicherung

zurückreicht. Es ist aber ein rechter Beweis dafür, wie wenig man solchen angeblich erloschenen Vulkanen trauen darf, daß sich gerade am Südwestfuß des Santa Maria jener vulkanische Ausbruch ereignete, der die berühmtesten Kaffeeplantagen Guatemalas fast völlig vernichtete.

Von der Katastrophe des 24.—25. Oktober entwirft Koestros eine genauere Schilderung. Kurz nach Mitternacht kündeten heftige Detonationen in der Gegend von El Palmar in einer Meereshöhe von etwa 1800 Meter den Beginn der vulkanischen Thätigkeit an. Das Geräusch der Explosionen war bis zur Hauptstadt von Salvador vernehmlich, außerdem über einen großen Teil der mexikanischen Provinz Chiapas und des spanischen Honduras. Koestros erwachte davon, obgleich er sich etwa 150 Kilometer in gerader Linie vom Vulkan entfernt aufhielt. Gegen Morgen wiederholten sich die tonnenähnlichen Geräusche noch lauter, aber in größeren Zwischenräumen; die Rausen wurden durch ein fast beständiges dumpfes Grollen ausgefüllt. Das Geräusch hörte um 1 1/2 Uhr nachmittags völlig auf, begann aber um 6 Uhr wieder und dauerte bis gegen Mitternacht. Noch an den folgenden drei Tagen wurden in verschiedenen Zeitabständen Detonationen gehört. Der vulkanische Ausbruch begann mit Ausstretungen ungeheurer Massen von Asche, Sand und Bimsstein. Der vorherrschende Nordostwind breitete das leichtere Material in einer dichten Wolke nach Südwest und West aus, so daß in dem Ort Tapazaltula auf mexikanischem Gebiet der Himmel für mehr als 48 Stunden völlig verdunkelt wurde. Asche, Sand und kleine Steine fielen in Menge über einem großen Gebiet, zertrümmerten die Häuser, begruben die Vegetation und töteten eine große Zahl von Menschen. In der Stadt Quetzaltenango brach eine entsetzliche Panik aus, und Tausende flüchteten, obgleich der Aschenfall nicht sehr gefährlich war. Heftige Regen hatten nebst den Aschenmassen die Flüsse gestaut, so daß fast alle Brücken fortgerissen waren. Die Arbeiter, meist Indianer aus den hochgelegenen Ortschaften, liefen fort, wurden aber zum großen Teil von der fallenden Asche vernichtet oder ertranken in den Flüssen. Die dem neuen Krater zunächst gelegenen Pflanzungen wurden 5 bis 10 Meter hoch von Asche und Steinen bedeckt. Auch in größeren Abständen war der angerichtete Schaden noch sehr groß. Die diesjährige Kaffee-Ernte gilt als völlig verloren, und es wird schwer halten, Arbeiter für die Aufräumung zu gewinnen, durch die das gerettet werden könnte, was noch zu retten ist. —

Erziehung und Unterricht.

x. Der Vortrag über „Das Kind als Beobachter und Zeichner“, den Dr. Pappenheim am Montagabend im Bürgeraal des Rathhauses hielt, war hauptsächlich interessant durch die zahlreichen Lichtbilder-Produktionen von Zeichnungen, die Kinder verschiedener Jahresklassen angefertigt haben. In bunter Mannigfaltigkeit werden kindliche Darstellungen von Menschen, Tieren und Szenen wiedergegeben, die teils in der Kinderstube und dem Kindergarten, teils im Naturkunde-Unterricht an den unteren Klassen einer Berliner höheren Lehranstalt entstanden sind. Da bekam man Abbilder von Menschen in allen verschiedenen Stadien der kindlichen Auffassungs- und Darstellungs-gabe zu sehen: vom Menschen des zweijährigen, der nur aus Kopf und Beinen besteht, bis zu dem des siebenjährigen, der schon einen recht entwickelten Knumpf mit punktförmigen Knöpfen zeigt; eine gleichaltrige zeichnende Evas-tochter wendet dem Fuß ihres Sujets besonders liebevolle Sorgfalt zu; die Puffämel, die vor einer Anzahl Jahren Mode waren, sind deutlich zu erkennen. Sehr ulkig war ein großer Teil der kindlichen Zeichnungen von Pferden, Hasen, Elefanten und anderen Tieren. Da konnte man Pferde sehen, die mit einem Floß frappende Neugierigkeit hatten, Hasen mit Ohren von der Länge des ganzen Körpers, Elefanten, die aufs täuschendste einem früher von dem jugendlichen Künstler virtuos gezeichneten Wildschwein glichen, und dergleichen Sachen mehr. Wer Sinn für Komik hatte, kam bei dem von der Vereinigung „Die Kunst im Leben des Kindes“ veranstalteten Vortrag vollauf auf seine Rechnung. —

Völkerkunde.

k. Eine Erklärung für das Geheimnis des Feueranzes. Die merkwürdigen Ceremonien des Feueranzes, die in Japan, Indien, auf den Fidjoi-Inseln und in andren Ländern des fernem Ostens in Übung sind, haben schon oft die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich gelenkt, ohne daß es jedoch möglich gewesen wäre, eine völlig genügende Erklärung zu geben. Durch einen Zufall glaubt Dr. Robert Fulton aus Neu-Seeland jetzt das Geheimnis entdeckt zu haben. Das Feuerlaufen wurde auf der Insel Benga bei Suva (Fidjoi-Inseln) von Mitgliedern des Nga Ngaita-Stammes ausgeführt, die alle in dem Rufe stehen, der Hitze besonders widerstehen zu können. Inmitten eines freien Raumes in einem Kotospalmenhain war eine kreisrunde Grube von etwa 20 Fuß Durchmesser und 2 Fuß Tiefe gegraben, und die Erde aus der Mitte war rundherum aufgehäuft. Von der Mitte ausgehend waren Pfähle hingelegt; dann hatte man trockene Palmzweige darauf gelegt und Brennholz darauf geschichtet. Schließlich wurden große Steine darauf gehäuft, bis die ganze Schicht mehrere Fuß hoch war. Das Feuer wurde etwa 48 Stunden vor der Ceremonie angezündet und mit frischem Holzporrat unterhalten. Schließlich glühte die ganze Masse in Weißhitz, es war nicht angenehm und auch gefährlich, nur einige Fuß davon entfernt zu stehen, da große Stein-splitter umherflogen. Als die Stunde der Schaustellung nahte, brachten die Eingeborenen 20 Fuß hohe, grüne, junge Bäume, grüne

Zweige und massenhaft grüne Neben von großer Länge und beträchtlicher Dicke. Dr. Fulton berichtet nun weiter: „Das Feuer sinkt jetzt, und gelegentlich tropft ein großer Stein durch. Es raucht wenig, aber die Steine glühen ordentlich. Jetzt schließen die Arbeiter ab. Die kleineren Neben werden in Schlingen an das Ende der langen Bäume befestigt. Die noch nicht verbrannten Klöße werden mit lautem Gesang herausgezogen, bis keine mehr bleiben. Die Enden der jungen Bäume brechen unaufhörlich in Flammen aus, wenn sie die Steine berühren. Schließlich scheint nichts in der Grube geblieben zu sein als Steine, und einige sind von der großen Hitze zu Stücken zersplittert. Jetzt ist alles für das große Finale bereit. Die Arbeiter treten zurück. Einer der Leute, die über das Feuer laufen sollen, läßt sich von Dr. Smith und mir untersuchen. Wir können an den Füßen des Mannes äußerlich nichts Ungewöhnliches entdecken. Die Häuptlinge gebieten Ruhe und Stille senkt sich auf den Schauplatz. Plötzlich brechen die versammelten Eingeborenen in lautes Geschrei aus, als zehn phantastisch gelleidete Fißchis sichtbar werden. Ohne Zögern oder Eile treten sie auf die Steine und gehen um die Grube, wozu sie zehn bis fünfzehn Sekunden brauchen. Sie schreiten schnell und in einem Augenblick werden große Massen grüner Blätter auf die Mitte geworfen. Die Feuerläufer stürzen zurück und drücken die Blätter mit Händen und Füßen nieder. Der aus den Blättern steigende Dampf hüllt sie in eine Wolke. Körbe mit Nahrung werden hereingetragen und immer mehr grüne Blätter werden darüber gehäuft, bis ein Hügel gemacht ist. Darin bleiben die Feuerläufer einige Minuten.“

Der Mann, den Dr. Smith und Dr. Fulton vor dem Feuer tanze geprüft hatten, war ein gut gebauter Mann, mit einem Puls etwas über 90, dessen Hände und Füße kühler als der übrige Körper waren. Die Füße waren rein und geruchlos, und sein Präparat konnte an ihnen entdeckt werden. Die Sohlen waren gelblich-weiß, glatt, biegsam und weich wie Ziegenleder. Der Mann trug einen Unterrod aus trockener Eibischrinde und Nummenrohrlättern und kleine Fußspangen aus trockenem Farnkraut. Jeder Mann hielt beim Gehen die Augen auf die Steine gerichtet. Einer wurde nachher untersucht; sein Puls war 120, die Sohlen schienen kühl, wenn nicht kalt, aber wenn man mit der Hand an dem Bein hinaufstapfte, war ein ausgeprägter Temperaturunterschied bemerkbar; auf der Wade war die Temperatur wie die eines Mannes mit hohem Fieber. Die Pflanzenkleidung war nicht angeengt, auch nicht die Farnkraut-Fußspangen und die kurzen, schwarzen krausen Haare auf den Beinen. Gleich nach der Ceremonie ging Dr. Fulton an den Rand der Grube und berührte wenige Steine mit den Füßen. Er stand ein oder zwei Sekunden darauf, ohne daß seine Stiefel gebräunt wurden, obgleich sie augenscheinlich zu heiß zum Anfassen waren. Er bat einen Eingeborenen aus Suva, der nicht zu den Feuerläufern gehörte, ihm einen Stein zu holen, und dieser bewegte sich mit bloßen Füßen auf den heißen Steinen und nahm einen Stein aus dem Haufen, aber er war zu heiß, um in der Hand gehalten zu werden. Dr. Fulton sucht das Rätsel nun folgendermaßen zu erklären: Die Anordnungen für das Erhitzen waren eigenartig; wenn man nur glühendrote Steine hätte haben wollen, wäre es leichter gewesen, flache Steine in die Grube zu legen und ein großes Feuer darüber zu unterhalten. Man brauchte aber 48 Stunden, die Steine „geeignet“ zu machen. Sie kühlten sich auch sehr langsam ab. Dieselben Steine werden nie zweimal gebraucht. Sie werden allmählich erhitzt, bis sie durch die Expansion des enthaltenden Wassers sich spalten und dann mit der gebrochene Seite nach oben angeordnet. Der geprüfte Stein war ein gewöhnlicher Augit-Andesin, ein äußerst schwacher Wärmeleiter. Die Bruch- oder Innenfläche des Steines hat also nicht annähernd die Hitze, die man erwarten sollte, und wegen der langsamen Wärmestrahlung wird der Fuß daher nicht verbrannt, wenn er eine Sekunde oder weniger mit dem Stein in Berührung kommt. Der Fuß ist natürlich kalt oder küstlich gekühlt. Es ist aber eine bekannte Tatsache, daß man mit kalten Füßen bis zu einer Minute Hitze von einem Feuer ertragen kann, das bei gewöhnlicher Fußtemperatur nicht fünf Sekunden lang erträglich wäre. —

Technisches.

gr. Maschine zum Straßenreinigen. Im Straßenreinigungswesen haben bisher maschinelle Vorrichtungen, wenn man von den Fegewagen mit den rotierenden Bürsten und den Sprengwagen absieht, keine größere Anwendung gefunden und die Hauptarbeit muß daher durch Menschenkräfte bewirkt werden. Da verdient nun eine selbstthätig arbeitende Straßenreinigungs-Maschine Beachtung, die gleichzeitig das Besprengen, kehren und Aufladen des Straßennetzes bewirkt. Diese neue Straßenreinigungs-Maschine besteht aus einem vieradrigen Sprengwagen, der hinten zwei rotierende Bürsten und eine elevatorförmige Vorrichtung zum Aufnehmen des Schmutzes trägt; außerdem fährt die Maschine als Anhänger einen Kehrwagen zur Aufnahme des fortgeführten Straßennetzes mit sich. Zur Bedienung dieser Vorrichtung, die von zwei Pferden gezogen oder auch als Automobilwagen ausgebildet wird, genügt ein Mann, der, vorn auf dem Bock sitzend, mittels Stellspindel die runden Beien zur Arbeit so weit herunter schraubt, daß sie den Schmutz vom Straßenboden fortnehmen. Sind die Besenwalzen so weit heruntergeschraubt, so ist gleichzeitig der Ausrückmechanismus der Hauptachse in die Arbeitsstellung gebracht, so daß die Maschine bei ihrem Vorwärtstransport arbeitet. Die beiden rotierenden Walzenbesen bilden einen offenen

Winkel, so daß der gesamte Schmutz, nach der Mitte der Maschine hin, durch die beiden rotierenden Beien gefegt und auf einen hier vorgesehenen Schieber geworfen wird. Die in dem erwähnten Elevator auf- und niedergehenden Beien nehmen den kehricht von dem Schieber fort und befördern ihn nach oben. Der schräg angeordnete Elevator ist nach allen Seiten hin verschlossen und trägt am obersten Punkt einen nach hinten gerichteten Auslauftrichter, welcher in den Anhängewagen zur Aufnahme des Straßenschmutzes mündet. Der von den Beien hochgenommene kehricht fällt beim Beginn des Niederganges in den eben erwähnten geneigten Auslauftrichter und gelangt so in den Anhängewagen. Hat die Maschine einen solchen Wagen gefüllt, so braucht er nur abgeluppelt und durch einen neuen ersetzt zu werden. Um beim kehren jede Staubbildung nach Möglichkeit zu vermeiden, ist diese automatische Straßenreinigungs-Maschine vorn als Sprengwagen ausgebildet, so daß man bei trockenen Straßen für die nötige Anfeuchtung des Straßenteichtrichs in der Weise sorgen kann, daß vorn die Sprengvorrichtung arbeitet, während hinten die Maschine den eben beseneten Schmutz zusammenfegt und fortgeschafft. Bei nassen Straßen wird natürlich die Sprengvorrichtung nicht in Thätigkeit gesetzt.

Für die praktische Verwendung dieser Straßenreinigungsmaschine haben verschiedene umfangreiche Versuche recht interessante Resultate geliefert. Bei der Verwendung der automatischen Vorrichtung auf Straßen und Chausseen hat sich gezeigt, daß sie gleichmäßig gut bei nassem wie bei trockenem Wetter zu arbeiten vermag; sie schafft auch den Schmutz dann fort, wenn er, wie dieses auf wenig oder selten gereinigten Straßen z. B. der Fall zu sein pflegt, in großen Mengen vorhanden ist. Von Wichtigkeit für die Verwendung dieser Neuheit zu Straßenreinigungszwecken ist auch die Thatsache, daß sogar ziemlich große Steine anstandslos mit fortgefegt und von der Straße entfernt worden. Die Reinigung der Straßen mit dieser Maschine ist eine sehr eingehende und gleichmäßige, da die rotierenden Bürstenwalzen biegsame Achsen haben, so daß sie sich allen Erhebungen und Senkungen des Damms anpassen können und sogar den Schmutz aus Vertiefungen herauszufegen vermögen. Die auszuwechselnden Anhängewagen können natürlich verschieden groß gehalten sein, doch sind sie im Princip so eingerichtet, daß der gewonnene Schmutz durch Öffnung einer Klappe schnell entleert werden kann. Gegenüber den bisher im Straßenreinigungswesen benutzten Kehrmaschinen, die bekanntlich den Schmutz nur nach einer Stelle fegen, hat die hier in Frage stehende Maschine den großen Vorzug, daß sie den von ihr befahrenen Teil der Straße mit einem Male gründlich reinigt. Wenn man erwägt, daß der von den gewöhnlichen Kehrmaschinen zur Seite gefegte Urat vom Winde und vom Verkehr teilweise wieder zerstreut ist, bevor er von den Angefegten der Straßenreinigung mittels Besen zu Haufen gefegt und mittels Schuppen in die Abfuhrwagen befördert werden kann, so wird man einsehen, daß die automatische Straßenreinigungsmaschine große hygienische Vorteile bietet. Aufgestellte Berechnungen versuchen den Nachweis zu führen, daß sich die Reinigungsarbeiten bei Anwendung der neuen Maschine gegenüber den bisherigen Verfahren um etwa 40 Proz. verbilligen. —

Humoristisches.

— Auch eine Auslegung. Mann (auf dem Wege zu einem Rendezvous): „Jesses, jetzt hätte ich beinahe vergessen, den Ebering in die Tasche zu stecken, und meine Frau rief mir noch beim Abschiede zu: „Vergiß auch nicht, daß Du verheiratet bist!“ —

— Kindermund. Bei Geheimrats ist große Gesellschaft; der kleine Hans wird ausnahmsweise einmal hereingeholt. Beim Anblick der vielen defolletierten Damen fragt er ganz erstaunt: „Sind das lauter Ammen, Mama?“ —

— Vorgethan und nachbedacht. Wirt zum Lamm (zum Waser, der ihm ein Gasthofschild bringt): „Das soll ein Lamm sein? Das sieht aus wie ein Schwein.“

Maler: „Ich habe Ihnen ja gleich gesagt, Sie sollen Ihren Gasthof nicht eher benennen, ehe ich nicht das Schild fertig habe.“ — („Meggendorfer Blätter.“)

Notizen.

— Die Erstaufführung des Ritterschen Schwantes „Lorenzo de Medici“ im Bunten Theater findet am 14. Februar statt. —

— Die Moderne Bühne bringt am 15. Februar im Bunten Theater drei Einakter zur Aufführung: „Im Frühling“ von Obstfelder, „Kain und Abel“ von Helge Node und „Der Traum eines Herbstabends“ von Gabriele d'Annunzio. —

— Im Bunten Theater wird die Aufführung von Augen grubers „Die umkehrte Zeit“ vorbereitet. Angenommen ist ferner ein Einakter „D'Beanerin“ von v. Stenglin. —

— „Die Amazone“, eine Operette von Franz v. Blon, Text von M. Wulff und A. Stern, wird in der nächsten Saison im Magdeburger Wilhelm-Theater die Erstaufführung erleben. —

— Der Bildhauer Josef v. Kopf ist im Alter von 75 Jahren in Rom gestorben. —